

55]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Marija schwieg einen Moment und fuhr dann fort: „Die meisten dieser Mädchen sind trotz allem noch nicht jeder menschlichen Regung bar. Ich glaubte zuerst, daß sie sich aus Sinnlichkeit hingeben. Aber stelle Dir eine Frau vor, die sich an jeden ersten besten Mann verkauft, ob alt oder jung, schwarz oder weiß, — wie kann da von Sinnenlust die Rede sein!“ — „Einige behaupten dies,“ sagte Zurgis. — „Ich weiß,“ meinte sie; „sie behaupten alles. Sie wissen, daß sie einmal im Sumpf stecken und nicht so leicht wieder herauskommen. Aber am Anfang verabscheuen sie dieses Treiben doch. Du würdest finden, daß meist Elend daran Schuld trug. Bei uns ist eine kleine Jüdin, die für ein Putzmadergeschäft Ausgänge besorgte. Sie wurde krank und verlor ihre Stellung. Vier Tage lang war sie auf der Straße ohne eine Brotkrume in der Tasche. Dann ging sie in das Haus da unten an der Gasse. Die Leute aber verlangten erst ihre Kleider, bevor sie ihr auch nur das geringste zu essen gaben.“ Wieder sah Marija in düsterem Schweigen da. „Nun erzähl mir von Dir, Zurgis,“ sagte sie plötzlich.

Er begann die Geschichte seiner Abenteuer von der Zeit an, in der er sein Haus verlassen hatte. Er schilderte ihr sein Leben als Landstreicher, seine Arbeit in den Frachttunnels und seinen Unfall. Er erzählte ihr von Jack Duane und seiner politischen Laufbahn in den Lagerplätzen, seinem Mißgeschick und den nachfolgenden Fehlschlägen. Marija hörte mit Aufmerksamkeit zu. „Du hast mich gerade im rechten Augenblick gefunden,“ sagte Marija. „Ich will Dir beistehen. Ich will Dir helfen, bis Du wieder Arbeit hast.“ — „Nein, ich möchte von Dir nicht“ — begann er. — „Warum nicht? Weil ich hier bin?“ — „Nein, nicht deshalb,“ war seine Entgegnung, „aber ich bin einfach auf und davon gegangen und hab Dich verlassen.“ — „Unsinn,“ sagte Marija. „Denk doch nicht mehr daran. Ich verdiene Dir's nicht.“ — „Du mußt übrigens Hunger haben,“ sagte sie nach einigen Minuten. Sie drückte auf eine elektrische Klingel, und ein Schwarzer erschien in der Tür, um ihren Auftrag entgegenzunehmen.

Da das Frühstück im Gefängnis ziemlich schmal war, hatte Zurgis einen guten Appetit. Sie frühstückten zusammen und schwatzten von Elzbieta, ihren Kindern und von alten Zeiten. Kurz nachdem sie hiermit zu Ende waren, sandte die Madame nach Marija. — „Das heißt mit anderen Worten, daß Du gehen sollst,“ sagte sie zu Zurgis. Sie stand auf, gab ihm die neue Adresse der Familie, deren Wohnung drüben im Ghetto-Distrikt lag. „Geh hin,“ sagte sie; „sie werden sich alle freuen, Dich wiederzusehen.“

Zurgis jedoch zögerte. „Offen gestanden, Marija, warum gibst Du mir nicht ein wenig Geld für den Augenblick und ermöglicht mir dadurch, mich nach Arbeit umzusehen?“ — „Wozu brauchst Du denn Geld?“ fragte sie. „Alles, was Du nötig hast, ist Essen und Schlafen, nicht wahr?“ — „Ja,“ sagte er; „wenn ich nun aber nicht hingehen möchte, nachdem ich sie im Stiche ließ.“ — „Geh zu!“ erwiderte Marija und gab ihm einen sanften Stoß. „Was schwach Du denn? Ich werde Dir kein Geld geben,“ fügte sie hinzu, als sie ihn an die Tür begleitete, „weil Du's doch vertrinken und Dir dann ein Leid antun würdest. Hier ist ein viertel Dollar; und nun mach, daß Du weiter kommst. Sie werden sich wahrhaftig freuen, Dich wiederzusehen. Leb' wohl!“

Zurgis verließ das Haus und wanderte, in Gedanken versunken, die Straße entlang. Er beschloß zuerst zu versuchen, Arbeit zu erhalten, und benutzte den Rest des Tages, nach den Fabriken und Lagerhäusern zu wandern, aber ohne jeden Erfolg. Dann, als es beinahe dunkel war, wollte er nach Haus gehen. Auf dem Wege dahin kam er an einer Kneipe vorbei, er ging hinein und verwendete seine geringe Barschaft für Essen und Trinken. Als er wieder herauskam, war er anderes Sinnes geworden. Die Nacht war schön, und er konnte im Freien schlafen und am Morgen in aller Frühe nach einer Stelle Jagd machen. So ging er weiter. Als er sich einmal umsah, bemerkte er, daß er dieselbe Straße

entlang wanderte wie nachts zuvor. Heute abend gab es kein Feuerwerk und keine Musikkapelle spielte; aber ein Plakat war außen angeschlagen, auf dem angezeigt war, daß eine Versammlung stattfinden würde. Rasch entschied sich Zurgis, hineinzugehen, da es für ihn eine willkommene Gelegenheit schien, etwas auszufinden und zu überlegen, was er tun sollte. Niemand nahm Eintrittskarten in Empfang. Es mußte demnach freier Eintritt sein.

Und Zurgis trat ein. Diesmal war die Halle nicht dekoriert, aber das Podium war bereits gedrängt voll und beinahe jeder Platz in der Halle war besetzt. Er nahm einen der letzten ein, ganz im Hintergrunde, und vergaß rasch die ganze Umgebung. Würde Elzbieta glauben, daß er nur gekommen sei, um zu schmarnoten? Würde sie ihm glauben, daß er ehrlich bemüht sei, Arbeit zu bekommen und sein Teil beizutragen? Wenn er nur Arbeit finden könnte, auch wenn es die geringste wäre, ehe er dorthin ging.

Zurgis fuhr plötzlich auf. Ein herzlicher Willkommen wurde dem Redner von der Menge, die bis an die Türen reichte, bereitet. Männer und Frauen waren aufgestanden, winkten mit den Taschentüchern, riefen und jauchzten. Zurgis dachte bei sich, wie närrisch sich die Leute doch gebärdeten. Was erwarteten sie von ihm, was hatten diese Leute mit der Wahl zu tun, mit dem Regieren des Landes? Zurgis hatte ja einst einen Blick hinter die Kulissen getan.

Er wandte sich wieder seinen Gedanken zu, aber er hatte mit einer Tatsache mehr zu rechnen. Er war hier gefangen. Die Halle war nun bis auf den letzten Platz gefüllt, und nach der Versammlung würde es für ihn zu spät sein, nach Haus zu gehen. So mußte er wieder im Freien nächtigen. Vielleicht war es für ihn besser, am Morgen heimzugehen. Er würde es schon zustande bringen, Elzbieta zu überzeugen, und außerdem würde Marija ein gutes Wort für ihn einlegen — und Marija sandte ja das Geld für den Unterhalt. Wenn Elzbieta etwa anfangen sollte zu schimpfen, so würde er es ihr schon stecken.

Zurgis überlegte alles das gründlich. Er erwachte sich mehrmals beim Einnicken und machte verzweifelte Versuche, sich wach zu halten. Aber die Luft in der Halle war dumpf und heiß. Das lange Umherwandern am Tage und sein reichliches Abendessen hatten ihn müde gemacht — und schließlich fing er an einzunicken und war bald hinüber. Jemand weckte ihn jedoch, und er fuhr wie gewöhnlich erschreckt empor. Er starrte geradeaus nach der Rednertribüne, als ob ihm die ganze Zeit nichts anderes interessiert hätte. In Gedanken hörte er die zornigen Rufe, sah die wütenden Blicke der Anwesenden, er sah wieder den Polizisten die Hand nach ihm ausstrecken. Oder sollte er doch noch eine Gelegenheit finden, einzuschlafen? Würden sie ihn diesmal in Ruhe lassen? Plötzlich hörte er eine weibliche Stimme an seinem Ohr, eine sanfte, gütige Stimme: „Wenn Sie versuchen würden, zuzuhören, Genosse, würden Sie sicher Interesse haben.“

Zurgis war mehr überrascht, als wenn er eines Polizisten ansichtig geworden wäre. Sein Herz war freudig erregt. Genosse! Wer war es, der ihn „Genosse“ nannte? Er wartete, lange, lange, und zuletzt, als er sich nicht länger beobachtet glaubte, blickte er verstohlen auf die Dame, die an seiner Seite saß. Sie war jung, schön, elegant gekleidet, kurz, sie war das, was man unter einer Dame verstand. Und sie nannte ihn Genosse? Er drehte sich ein wenig zur Seite, vorsichtig, so daß er sie besser betrachten konnte, und er begann sie zu beobachten. Sie schien alles um sich herum vergessen zu haben und sah ununterbrochen nach der Tribüne. Jemand ein Mann sprach dort. Zurgis hörte eine Stimme, aber nur unbestimmt, denn alle seine Gedanken beschäftigten sich einzig mit dem Gesicht der Dame. Ein Gefühl der Beunruhigung überkam ihn, als er sie anblickte. Was war mit ihr, was konnte jemand so ergreifen, wie sie ergriffen war? Sie sah fast wie verfeinert da. Ein Ausdruck innerer Erregung lag auf ihrem Gesicht, wie wenn sie einen inneren Kampf kämpfte. Ihr Busen hob und senkte sich wie ein Boot, das von den Wellen geschaukelt wird. Was war denn der Grund ihrer Erregung? Es mußte etwas Großes sein, was der Mann da oben auf der Tribüne sprach. Was war das für ein Mann? Und was hatte er vorzubringen? Zurgis hörte näher zu. Gleich dem

Sturmwind, der über den Bergwald dahinfährt, gleich einem Schiff, das in stürmischer See umhergeworfen wird, überkam Jurgis plötzlich eine unerklärliche Aufregung, eine Art von Verwirrung und inneren Aufruhrs. Der Redner war lang und hager, so dürr wie der Vorsitzende selbst. Er hatte zwei schwarze funkelnde Augen, die tief in ihren Höhlen lagen. Er sprach rasch, aufgeregter und begleitete seine Rede mit lebhaften Gesten, als ob er jeden Zuhörer an sich heranziehen wollte. Seine Stimme hatte einen tiefen metallenen Klang, gleich einer Orgel. Es dauerte einige Zeit, bis Jurgis sich von dem Neukern des Redners abwenden und mehr auf seine Rede hören konnte. Allein plötzlich schien es, als ob der Mann gerade auf Jurgis hindeutete, als ob er gerade ihn zum Gegenstand seiner Rede gemacht hätte. Er war plötzlich gefangen genommen von der Rede dieses Mannes, gepackt und durchdrungen.

„Ihr hört diese Dinge,“ fuhr der Redner fort, „und Ihr sagt vielleicht: Ja, es ist wahr, aber es ist immer so gewesen. Oder: Mag sein, daß einmal kommt, was ich vermisste, aber wenn ich schon längst unter der Erde liege. Und so kehrt Ihr zu Eurer täglichen Mühsal zurück, Ihr geht zurück, um aufgerieben zu werden für den Nutzen der weltumfassenden Macht des Kapitals, in niedrigen schmutzigen Hütten Euer Leben zu fristen, um in gefährlichen ungehenden Betrieben zu arbeiten, zu ringen mit dem Gespenst des Hungers und der Entbehrung, stets ausgesetzt Unfällen, Krankheit und Tod. Und jeden Tag wird der Kampf heftiger, jeden Tag habt Ihr härter zu arbeiten. Monate vergehen, vielleicht Jahre — und Ihr kommt wieder, und wieder bin ich hier, um mit Euch zu rechten, ob Ungerechtigkeit und Unterdrückung Euch noch nicht die Augen geöffnet haben. Ich werde noch weiter warten, ich kann nicht anders! Wohin ich auch gehen mag, von einem Ende der Welt aus andere, überall stoße ich auf das gleiche verfluchte System. All die reinen und edlen Triebe von Menschlichkeit, die Träume der Poeten, die Kämpfe der Märtyrer sind in Vanden geschlagen und erstickt in dem Dienst organisierter Raubjagd und Habgier. Und deshalb kann ich nicht ruhen, kann ich nicht schweigen, deshalb werfe ich jede Bequemlichkeit, ja Glück, Gesundheit und guten Ruf von mir und gehe in die Welt, um den Schmerz meiner Seele in sie hinauszuschreien. Deshalb kann ich nicht zum Schweigen gebracht werden durch Armut und Krankheit, nicht durch Drohung oder Verhöhnung, nicht durch Gefängnis und Verfolgung — durch keine Macht der Welt. Wenn ich heute nacht keinen Erfolg habe, versuche ich's morgen aufs neue, in dem erhabenen Bewußtsein meiner Mission. Ich spreche für die Millionen, die keine Stimme haben, für die Unterdrückten, die niemand haben, der sie tröstet, die Enterbten des Lebens, für die es kein Erbarmen, keine Erlösung gibt, denen die Welt nichts anderes ist als ein Gefängnis, ein Kerker der Qual, ein Grab. Ich spreche für die armen Kinder, die in den Baumwollplantagen der Südstaaten tagaus tagein sich mühen und plagen, die keine andere Hoffnung haben als das Grab, für die Mutter, die bei Kerzenlicht in ihrem dürftigen Dachstüblein sich die Finger wund näht, um ihre Kinder nicht darben zu lassen, für den armen Mann, der auf seinem elenden Lager von Lumpen liegt, mit dem Tode ringen muß und seine Lieben dem Untergang geweiht sieht, für das arme Mädchen, das irgendwo in diesem Augenblick auf die Straße geht und vom Hunger gepeinigt nur die Wahl hat, ins Hurenhaus oder ins Wasser zu gehen, für alle jene, die unter dem Joch seufzen, das ihnen die Habgier anderer geschmiedet hat, für die ganze Menschheit, die um Befreiung ruft, für die bedrückte Seele des Mannes, die sich emporheben will aus dem Staub, die aus ihrem Gefängnis bricht, sich losreißt von der Sklaverei und der Unwissenheit und ihren Weg geht dem Licht entgegen!“

Der Redner hielt ein.

Atemlose Stille herrschte in der Halle, nicht ein einziger Laut war zu hören. Dann plötzlich erklang wie aus einem Munde ein Schrei von Tausenden. Jurgis sah ganz still und rührte sich nicht, sein Auge unverwandt auf den Redner gerichtet. Er zitterte am ganzen Körper.

Plötzlich hob der Mann auf der Tribüne seine Hand. „Ich ermahne Euch, wer Ihr auch seid, vorausgesetzt, daß Ihr nach Wahrheit sucht. Aber am meisten ermahne ich Euch Arbeiter, denen alle die Uebel, die ich schildere, keine bloßen Gefühlsachen sind zum Tändeln und Spielen, um später achtlos beiseite gelegt und vergessen zu werden. Euch Arbeitern sind diese Uebel grimmige, erbarmungslose Wirklichkeiten des

täglichen Lebens, die Ketten an Euren Gliedern, die Eisen um Eure Seelen. Ich wende mich an Euch, Ihr Arbeiter, an Euch, Ihr Mühseligen, die dies Land geschaffen und die doch keine Stimme in der Regierung haben. An Euch, deren Loos es ist, zu säen, auf daß andere ernten, zu arbeiten und zu gehorchen, um dafür nicht mehr Lohn zu erheischen als ein Lasttier, nicht mehr als Nahrung und Obdach, um Euch von einem Tag zum anderen am Leben zu erhalten. Zu Euch komme ich mit meinem Evangelium, Ihr seid es, auf die ich mich berufe. Ich weiß, was ich von Euch verlangen kann, ich weiß es, denn ich bin unter Euch gewesen, habe Euer Leben gelebt, und niemand ist hier anwesend, der mich eines Besseren belehren könnte. Ich habe es kennen gelernt, was es heißt, herrenloses Gut zu sein, ein Schuhputzer, von Brotkrumen zu leben und auf Kellertreppen oder unter leeren Karren zu schlafen. Ich weiß, was es heißt, die Zähne zusammenbeißen und von Träumen zu leben, die wie Luftschlösser dahinschwimmen. Ich weiß, was es heißt, alle die Blüten meiner Eingebung durch die tierischen Mächte des Lebens in den Schlamm getreten zu sehen. Ich weiß, was den Arbeiter seine Lebenserfahrung kostet — ich habe sie mit Mangel an Nahrung und Schlaf, mit der Verzweiflung des Körpers und der Seele, mit meiner Gesundheit und beinahe mit meinem Leben bezahlt. Und wenn ich nun zu Euch komme voll neuer Hoffnung auf Freiheit, mit der Vision, ein neues Reich zu schaffen, eine neue Arbeitsteilung, so bin ich nicht überrascht, Euch teilnahmslos, träge und ungläubig zu finden. Daß ich nicht an Euch verzweifelte, hat seinen Grund darin, daß ich die Kräfte kenne, die Euch treiben, daß ich die wütende Geißel der Armut, den Stachel der Verachtung, den Uebermut verächtlicher Behandlung kenne. Weil ich sicher bin, daß unter der Menge, die heute nacht zu mir gekommen ist, ohne derer zu gedenken, die meinen Ausführungen gegenüber teilnahmslos und stumpf sind, ohne derer zu gedenken, die aus lauter Neugierde, oder um mich lächerlich zu machen, hierhergekommen sind, einige sind, denen das Elend und die Verzweiflung bis an den Hals geht, und die durch das Bild der Erlösung und der Befreiung von allem Schreden und von allem Unrecht, das ich vor ihren Augen enthülle, zur Aufmerksamkeit gezwungen werden. Ihnen werden meine Worte gleich einem Wetterleuchten sein, das einem Wanderer in der Dunkelheit die Gefahren auf seinem Wege erleichtert, meine Worte, die ein menschenbeglückendes Problem lösen und alle Schwierigkeiten überwinden werden. Die Schuppen werden ihnen von den Augen fallen, die Fesseln werden sich von ihren Füßen lösen, sie werden mit einem Schrei der Dankbarkeit aufspringen und als freie Menschen einer besseren Zukunft entgegengehen — frei aller selbstgeschaffenen Sklaverei. Sie werden nicht mehr gefangen werden, keine Schmeichelei wird sie mehr gewinnen, keine Drohung mehr schrecken. Sie werden von heute an vorwärts, nicht rückwärts schreiten. Sie werden ihr Schwert ungürtet und in die Reihen ihrer Genossen und Brüder treten, sie werden mein Evangelium in alle Welt bringen, wie ich es zu ihnen gebracht habe — das hochherrliche Geschenk der Freiheit und des Lichts, das weder ihnen noch mir gehört, das vielmehr das unverbrüchliche Erbe aller Menschen ist. Arbeiter! Arbeiter! Macht Eure Augen auf und schaut um Euch! Ihr habt so lange in Elend und Mühsal gelebt, daß Eure Sinne stumpf geworden sind, Eure Seelen sind erstarrt. Erkennt einmal in Eurem Leben diese Welt, in der Ihr wohnt, — reißt die Lappen hergebrachter Konvention herunter und betrachtet sie, wie sie in Wirklichkeit ist, in ihrer ganzen scheußlichen Blöße. Erkennt sie, erkennt sie! Erfahrt, daß auf den endlosen Flächen der Mandchurei heute nacht zwei feindliche Armeen sich gegenüberstehen, daß jetzt, während wir hier sitzen, eine Million menschlicher Wesen aufeinandergejagt werden, bebend vor Wut und Rache und bemüht, einander in Stücke zu reißen. Und dies im zwanzigsten Jahrhundert! Philosophen haben ihn zu ergründen versucht, — Propheten haben ihn verkündigt, — Poeten haben ihn besungen, — und noch immer herrscht kein ewiger Friede. Wir haben Schulen und Universitäten, Zeitungen und Bücher, wir haben Himmel und Erde durchforscht, und alles nur mit dem Endziel, uns gegenseitig aufzureiben. Aber kommt mir nicht mit diesen Plattheiten und hergebrachten Phrasen. Kommt mit mir, kommt mit mir und erkennt es. Seht alle diese Körper von Kugeln durchbohrt, — hört das Knirschen der Bajonette, hineingestoßen ins Fleisch der Menschen, hört das Stöhnen und Röcheln der mit dem Tode Ringen-

den und blüht in ihre von Schmerz verzerrten Gesichter. Legt Eure Hand auf dieses Stück Fleisch, — es ist noch warm und zudend. Dieses Blut dampft noch, — es wurde von einem menschlichen Herzen getrieben. Allmächtiger Himmel! Es ist kein Ende abzusehen, — geht es so weiter? Wir aber wissen alles das und halten es für selbstverständlich.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Dr. C. Thesing.

Alles fliehet! Wie jede Wissenschaft hat auch die Geologie ihre Geschichte und zahlreich sind die Wandlungen in den Anschauungen über das Werden der festen Kruste unserer Erde. Während die einen dem Wasser den wichtigsten Anteil bei dieser Arbeit zuschrieben, sahen andere in dem Vulkanismus, im Feuer, die alles gestaltende Kraft. Darin waren sich jedenfalls die Forscher früherer Jahrhunderte im allgemeinen einig, daß die einzelnen Zeitalter der Erdgeschichte durch fürchtbare Katastrophen von einander getrennt waren. Am schärfsten prägt sich diese Auffassung in der berühmten Katalysmentheorie des großen französischen Paläontologen und Anatomen, George Cuvier, aus, des letzten bedeutenden Gegners, welcher sich der Abstammungslehre entgegenstellte und sie bis zum letzten Atemzuge beförderte.

Nach der Ansicht Cuviers, die er namentlich in seinem groß angelegten Werke „Recherches sur les ossements fossiles“ (Untersuchungen über die fossilen Knochen) entwickelte, zerfällt die Erdgeschichte in eine größere Anzahl in sich abgeschlossener Epochen. Jedes dieser Erdzeitalter war ausgezeichnet durch eine ganz bestimmte nur ihm eigene Tier- und Pflanzenwelt, welche ein göttlicher Schöpfungsakt auf dem bereiteten Boden erschaffen hatte. Gewaltige Umwälzungen, fürchtbare Katastrophen, die von Zeit zu Zeit über die werdende Erde hereinbrachen, vernichteten dann mit einem Schlage die ganze reiche Welt von Leben und nicht ein Tier, nicht eine Pflanze entrannt dem allgemeinen Verderben. Das war der Abschluß jeder einzelnen Epoche. Allmählich trat dann wieder Ruhe ein, die Paroxysmen, in denen sich der Erdriefe wand, gingen vorüber, und der neue Boden wurde reif, eine neue Welt von Lebewesen zu tragen. Und wieder mußte der Schöpfer in Tätigkeit treten, andere Tiere und Pflanzen erwachten zum Leben, fremd denen, die ihnen vorangegangen waren, und durch keine Uebergänge verbunden, mit denen, welche einst bestimmt waren, ihnen zu folgen.

Heute, nachdem die Abstammungslehre ihren Siegeszug durch die Welt genommen hat, da wir wissen, daß die Lebewesen der jüngeren Erdformationen sich aus denen der älteren durch langsame Umbildung entwickelt haben, heute findet die Katastrophentheorie wohl keinen ernsthaften Verteidiger. R. E. A. Hoff und Charles Lyell gebührt vor allem das Verdienst, ihr das Grab bereitet zu haben, indem sie nachwiesen, daß auch kleine Ursachen, wie sie überall auf der Erdoberfläche tätig sind, daß das Beben des Windes, die Brandung der Meereswellen, das Fließen der Ströme, Flüsse und Bäche, im Laufe langer Zeiträume hinreichend erscheinen, gewaltige Wirkungen zu zeitigen und die tiefen Furchen zu erklären, die wir dem Anblicke der Erde eingegraben sehen. Wir haben es gar nicht nötig zur Erklärung ungewöhnliche Katastrophen heranzuziehen, auch die heutigen Tages noch wirksamen Kräfte genügen, um in Jahrtausenden oder gar Jahrmillionen, nach denen die Erdgeschichte rechnet, eine völlige Umwandlung der Erdoberfläche herbeizuführen. Um so weniger werden wir zu solch gewaltigen Katastrophen unsere Zuflucht nehmen können, da alles dafür spricht, daß die einzelnen Zeitalter durch ganz allmähliche Uebergänge miteinander in Beziehung stehen. Heute wollen wir uns nur mit den wichtigsten zerstörenden und aufbauenden Wirkungen des Wassers beschäftigen, wie sie uns bei der Denudation (Abtragung), der Erosion (Auswaschung), der Transportation (Forttragung) und der endlich erfolgenden Sedimentation (Widerabsetzung) der Stoffe entgegentreten.

Alles fliehet! Auch das Wasser unserer Erde ist in einem ständigen, rasstlosen Kreislauf begriffen. Aus den Meeren, Seen, Flüssen und Bächen steigt es durch Verdunstung auf in die Atmosphäre, um sich bald wieder in Gestalt von Tau, Regen, Hagel oder Schnee auf die Erde niederzuschlagen. Je nach den klimatischen Verhältnissen, nach der Nähe des Meeres, der Windrichtung und so weiter richtet sich die Stärke dieser Niederschläge. Daneben spielen natürlich noch viele anderen Faktoren, das Vorhandensein von Wäldern, Gebirgen, die Höhenlage usw. eine mehr oder weniger wichtige Rolle. Das Wasser gelangt zum Teil unmittelbar wieder an seinen Ausgangspunkt zurück, zum Teil wird es vom Boden aufgesogen und dringt durch Risse, Spalten und seine Poren des Gesteins in die Tiefe. Hier findet es sich dann in der dreifachen Form als Grundwasser, Gebirgsfeuchtigkeit oder frei zirkulierendes Wasser, an anderen Stellen als Quellen wieder zum Vorschein zu kommen. Wir sehen also, daß auch das Quellwasser atmosphärischen Ursprunges ist. Während aber das Regenwasser verhältnismäßig rein ist, freilich enthält auch dieses bereits Luft und Kohlenensäure, ja manchmal, z. B. bei Gewitter, Salpetersäure, sehen wir, daß das Quellwasser reichlich mit fremden Bestandteilen

beladen ist. Vorzüglich spielen verjähene Salze, aber auch andere mineralische Bestandteile eine große Rolle. Woher können diese Mineralien anders stammen als aus den Gesteinen der Erde, denen sie durch allmähliche Auslaugung von dem Wasser entnommen sind. Solche Auslaugungsprozesse vollziehen sich nun aber nicht nur innerhalb der Erde, sondern auch an der Oberfläche, und die wildzerschnittenen Karrenfelder der Karst, der nördlichen Kalkalpen und des Juras sind Zeugen von dem Umfange, den diese Auslaugungen annehmen können. Die großartigsten Beispiele für die sich unter der Erdoberfläche abspielenden Auslaugungsprozesse aber sind die großen Hohlräume, welche sich namentlich im Kalkgebirge in großer Zahl finden und die in den herrlichen Tropfsteinhöhlen ihren schönsten Ausdruck finden. Doch nicht nur zerstörend ist die chemische Wirkung des Wassers, sondern auch aufbauend und die Stoffe, welche an der einen Stelle dem Gesteine geraubt wurden, werden an einer anderen wieder abgesetzt. So sehen wir, daß die das Kalkgebirge durchströmenden Gewässer dank ihres Gehaltes an Kohlenensäure dem Gesteine Calciumbicarbonat gelöst entnehmen. Wird nun dem Wasser z. B. durch die Tätigkeit der Pflanzen oder durch Verdunstung die Kohlenensäure entzogen, so schlägt sich ein Teil dieser gelösten Bestandteile in der Form von Kalksinter nieder. Hierauf ist auch die Entstehung der Tropfsteinbildungen zurückzuführen. Ebenfalls werden vielfach Hohlräume im Gestein von den sich aus dem Wasser absetzenden Stoffen ausgefüllt, und Mineralgänge, Krystalldrusen und Erzlager danken der aufbauenden chemischen Tätigkeit des Wassers ihre Existenz.

Hand in Hand mit dieser chemischen Wirksamkeit geht dann noch die mechanische Tätigkeit des Wassers, die sich in der Auswaschung des Gesteins, und weiterhin in dem Transporte und der endlich erfolgenden Wiederabsetzung des mitgeführten Materials zu erkennen gibt. Beispiele für die erodierende Tätigkeit des Wassers bilden die Flußtäler. Jede Talbildung beginnt zunächst damit, daß Wasser auf einer geneigten Ebene abfließt. Da das Wasser dabei gleichzeitig kleine Trümmer des Bodens, die in seinem Laufe liegen oder welche es selbst abgewaschen hat, zu Tale führt, so gräbt es sich allmählich immer tiefer werdende Rinnen in seine Unterlage. Zahlreiche solcher kleiner Wasserläufe vereinigen ihre Bahn und es kommt zur Entstehung von Bächen, Flüssen und Strömen; mit der größeren vereinigten Wassermasse wird auch die zerstörende Wirkung stärker, und immer tiefer wird die Talbildung. Für die Schnelligkeit der Talbildung sind natürlich sehr verschiedene Faktoren bestimmend, vor allen Dingen die Widerstandsfähigkeit des Erd- oder Gesteinsmaterials, welche Sohle und Wände des Flußlaufes begrenzen. Sehr begünstigt wird dieser Auswaschungsprozeß durch starke Schwankungen in der Temperatur, durch einen häufigen Wechsel von Frost und milder Bitterung; denn indem das in die Spalten und Risse des Gesteins eingedrungene Wasser beim Gefrieren sich mit unwiderstehlicher Gewalt ausdehnt, sprengt es selbst mächtige Felsblöcke in Trümmer.

Ist das Gesteins- oder Erdmaterial, das der zerstörenden Kraft des Wassers ausgesetzt ist, von verschiedener Beschaffenheit und Härte, so werden natürlich die Auswaschung und Abtragung der lockeren Partien schneller von statten gehen, die festeren Teile der Zerstörung intensiveren Widerstand entgegensetzen. Oft kommt es dadurch zur Bildung seltsamer, phantastischer Formationen. Erinnerung sei nur an die auffallenden Erdpyramiden am Ritten bei Bogen und an die bizarren Felsformen, wie man sie häufig im Sandsteingebirge, in der Sächsischen Schweiz usw. findet.

Eine der merkwürdigsten, auf die Tätigkeit des Wassers zurückzuführenden Erscheinungen stellen die sogenannten Riesentöpfe, Strudellöcher oder Losen dar, wie sie häufig in der Nähe von Wasserfällen beobachtet werden. In dem regenarmen Sommer des Jahres 1857 zeigte der Rhein bei Schaffhausen einen ungewöhnlich niedrigen Wasserstand. Stellen, die sonst stets von den schäumenden Fluten überbraust wurden, waren trocken gelegt. Da fand man denn die Felsplatten des Bodens in unmittelbarer Nähe des Falles von zahlreichen, mehrere Meter tiefen runden Löchern bedeckt, deren Wände wie poliert erschienen. Die Entstehung dieser seltsamen Riesentöpfe erklärt sich dadurch, daß große Gesteinsstrümmen durch den Wasserstrom auf der felsigen Unterlage in gleichmäßige rotierende Bewegung versetzt werden und sich so allmählich in den Boden des Flusses eingraben. Bisweilen erblickt man im Innern der Strudellöcher noch das Felsstück, das die Auslöschung bewirkt hat. In anderen Fällen ist es bereits zu seinem Staube zermahlen. Am bekanntesten sind wohl die Riesentöpfe oder „Gletschermühlen“ des berühmten Gletschergarten in Luzern.

Mit welcher ungeheurer Energie das Wasser seine zerstörende und nibellierende Arbeit besorgt, erkennt man am deutlichsten an den großen Wasserfällen. Am genauesten erforscht sind die Verhältnisse, die uns der gewaltige Niagarafall bietet. Etwa 24 Kilometer nach seinem Ausfluß aus dem Eriesee stürzen sich die ungeheueren Wassermassen des Niagara mit donnerndem Losen über eine fast fünfzig Meter senkrecht abstürzende Felswand in die Tiefe. Die Gesteinsunterlage der Fälle besteht aus einer etwa 25 Meter starken, horizontalen Lage von festem Kalkgestein, während darunter weichere Schieferungsflächen folgen, die der Auswaschung durch das Wasser nur geringen Widerstand entgegensetzen. So kommt es, daß die Kalksteinschichten unterminiert werden und von Zeit zu Zeit auf der ganzen Breite des Falles zusammenstürzen. Solche Zusammenstürze haben besonders in den Jahren 1818, 1828 und 1853 stattgefunden und sie sind der Grund, warum die Fälle mehr und mehr zurückweichen. Man hat berechnet, daß durch

schnittlich im Laufe jedes Jahres ein etwa 33 Zentimeter breiter Streifen des Felsenhanges abgetragen wird, so dürfte es unter der Voraussetzung, daß diese Zerstörung eine gleichmäßige bleibt, noch ungefähr 70 000 Jahre währen, bis die Niagarafälle bei ihrer Wanderung landeinwärts die Ufer des Eriesees erreicht haben. 70 000 Jahre, eine unendliche Zeit für den Menschen und doch nur eine Stunde in der Erdgeschichte.

Kleines feuilleton.

Theater.

Die „Freie Volkshöhle“ veranstaltete am Sonntag einen historischen Nachmittag. Historisch in doppeltem Sinne. Man spielte im Neuen Schauspielhause Eugen Scribes Lustspiel: „Das Glas Wasser“. Obwohl dies Musterbeispiel des Intrigenstückes sich immer noch auf dem Repertoire der Bühne hält, ist es schließlich für uns nur noch als historische Reminiszenz von Bedeutung, zur Charakterisierung einer Entwicklungsphase des Theaters, die hinter uns liegt. Aber wie lebendig dieses in diesem Sinne „historische“ Lustspiel noch zu wirken vermag, bewies die lebhafteste Teilnahme und das durch die geschickten Schachzüge der Handlung immer wieder gespannte und gesteigerte Interesse der Zuhörerschaft. Die feine Ironie, der leichte Spott, die intrigante Bosheit schienen noch keineswegs verblaßt. Obwohl wir doch aus der ganzen tändelnden Anshamungswelt dieses Genres längst heraus sind. Aber das moderne Lustspiel oder was sich so nennt, hat uns ja nicht verwöhnt, und wir sind froh, einmal wieder Geist zu finden, zumal wenn er sich nicht im Kreise dreht, sondern im Gefolge und als Verursachung lebhaft fortwährender Handlung erscheint. Schade, daß die Technik Scribes uns heute allzu durchsichtig erscheint und wir zu oft und zu früh die Absichten erraten, die er mit seinen Personen vorhat.

„Historisch“ ist das Lustspiel auch in der Bedeutung, daß es historische Begebenheiten, mit denen der Verfasser allerdings souverän genug verfährt, den mannigfachen Verwicklungen zu Grunde legt. Die Methode, Geschichte zu behandeln, können wir freilich nur ironisch oder noch besser satirisch gelten lassen. Aber zur Satire fehlt Kraft und Absicht bei Scribe. So bleibt es ein durch Geist und Witz gewürztes Intrigen- und Konversationsstück — dieses „Glas Wasser“. Aber die Anspielungen auf die kleinen Ursachen, die im Staatsleben so große Wirkungen erzielen, verstehen wir heute noch allzu gut. Dieselben Ursachen, die zu diesem Spott herausforderten, wirken ja immer noch mitten unter uns, wenn wir auch wissen, daß die treibenden Kräfte der Geschichte ganz andere sind und immer waren.

Leicht, spielerisch, überlegen müßte der Ton sein, auf den die Aufführung zu stimmen wäre. Und vor allem dürfte sie nicht aufdringlich sein. Daß dies Ideal am Sonntag völlig erreicht wäre, hieße zu viel behaupten. Auch die Inszenierung hätte wohl sorgfältiger sein können. Die Szenerie zu Drehers „Hochzeitsfadel“ paßte nicht ganz an den Hof der Königin Anna. Doch das nur nebenbei. Voller Befriedigung gewährte Gertrud Arnold als listreiche Intrigantin und geistvolle Frau. Ton, Haltung, Erscheinung waren der Herzogin von Marlborough würdig. Das männliche Gegenpiel Volingbrokes (Hans Siebert) war nicht immer auf gleicher Höhe. Die unbedeutende, einfältige Königin Anna wurde von Hedwig Gash, das in die Intrige verwickelte Liebespaar Natham und Abigail von Franz Höbling und Josefina Sorger manchmal mit mehr Bemühen als Gelingen gespielt.

Literarisches.

Valladenfabrikation. Herr Scherl beglückt die Welt nicht nur mit seinen Zeitungen, er versimpelt nicht bloß das oberflächliche Lesepublikum durch die „Woche“, nein, er pflegt Künste und Wissenschaften auch sonst. Die Literatur „fördert“ er kürzlich wieder einmal durch ein Valladenpreisauschreiben, das ungefähr 5000 neue Valladen erstehen ließ, von denen 50 für würdig befunden wurden, den Loren, die sie laufen, literarischen Magenhammer zu bereiten. Vörris von Münchhausen, selber ein Valladenbichter von Eigenart und Kraft, unterzieht diese alberne Kunstproduktion in der „Tägl. Rundschau“ einer heizenden Kritik. Er verspottet die Kommission, die sich zu der Preisrichterei hergab. Was dabei herauskam, beschrieb er so:

„Die überwiegende Mehrzahl der Gedächte des Valladenschafes sind entsetzliche Dilettantereien, ein Buch konnte ein Künstler, wenn er ehrlich war, nicht aus dem Zeug zusammenstellen. Aber Scherl ist kein Künstler, beansprucht auch wohl keiner zu sein. 7000 Mark Preise hat er ausgerufen, jetzt will der Kaufmann seinen verdienten Lohn — es muß ein Buch gemacht werden. Und nun wird herein gestopft, was wir jetzt schauernd da nebeneinander lesen müssen.“

So wird im großkapitalistischen Getriebe Literatur fabriziert! Fünf Valladen will Herr von Münchhausen bestenfalls gelten lassen, alles andere sind nach ihm direkt Karikaturen.

„Oder kann man den öden und dürren Hurraffil der königl. preussischen Patriotiker besser verulken, als es in den Worten geschieht:

Das Regiment Forkade hat nie ein Feind befestigt,
Obwohl seit fünfzig Jahren im Wind sein Banner fliegt,
Es brachte jeder Feldzug ihm neue Ehr und Ruhm,
Und König Friedrich sagte: Das nenn' ich Heldentum!

Das schönste aber ist, daß ein Dresdener „Kunstverleger“ aus dem Anhub der nicht prämierten Valladen noch eine neue Sammlung veranstalten will. Man braucht nur ein Exemplar für 5 M. zu subscribieren und kommt dann unter die unsterblichen Valladenbichter des Jahres 1907. Außerdem wird an die nicht ganz geratenen Arbeiten auch noch „gern die letzte Feile angelegt“. Das ist wenigstens ein würdiger Schlußeffekt in der Scherlschen Kunstmaße.

Hygienisches.

Kohlendunst- und Leuchtgasvergiftung. Kohlendunst- und Leuchtgasvergiftungen ereignen sich naturgemäß am häufigsten im Winter, glücklicherweise sind sie von Jahr zu Jahr seltener geworden. Dank der Fortschritte der Beleuchtungs- und Heizungslehre, der sanitätspolizeilichen Vorschriften, sowie auch der Aufklärung des Publikums. Die Ofenklappen, die häufigste Ursache der Kohlendunstvergiftung, verschwinden immer mehr und das Seltenwerden der Leuchtgasvergiftung geht Hand in Hand mit der Zunahme der elektrischen Lichtanlagen. Auf eine Ursache der Kohlenoxydvergiftung weist Dr. Maas, Assistent am pharmakologischen Institut in Berlin, hin, nämlich auf die Unsitte, den Sommer über den Ofen mit Lumpen, Papier oder ähnlichen Dingen zu verstopfen und dann beim Anheizen des Ofens nicht herauszunehmen. Kohlendunst entsteht auch durch verborgene Balkenbrände. Der brennende Balken schmelzt langsam fort, ohne besondere Erscheinungen zu machen, aber Kohlenoxyd dringt in die Räume ein und führt Vergiftungen herbei. Der Leuchtgasvergiftung wirkt der Umstand entgegen, daß es riecht. Allein im Schlafe wird der Geruch nicht bemerkt und dann geht der Geruch manchmal verloren, wenn bei Rohrbrüchen das Gas durch den Boden dringt und dieser die riechenden Substanzen aufsaugt. Die Kohlenoxydvergiftung ist eine recht qualvolle Vergiftung. Ihre ersten Symptome sind Kopfschmerzen, dann folgen Herz- und Atembeschwerden, Krämpfe. Es stellt sich ein rauschähnlicher Zustand ein, wobei zwar das Bewußtsein erhalten bleibt, aber die Bewegungsfähigkeit gelähmt ist. So sind die Verunglückten nicht imstande, die Fenster und die Türe zu öffnen, sie fallen oft mitten im Zimmer zusammen und werden dort gefunden. Nachkrankheiten sind sehr häufig, namentlich Gehirn- und Geisteskrankheiten. Was die Hilfeleistung bei derartigen Unglücksfällen anlangt, so muß man die Vergifteten so rasch wie möglich aus der Giftatmosphäre entfernen, man muß für frische Luft sorgen, bei Bewußtlosen künstliche Atmung vornehmen, auch ein Aderlaß ist oft am Platze, um das schlechte Blut zu entfernen. Kohlendunst- und Leuchtgasvergiftungen haben eine Reihe von gemeinsamen Symptomen, im einzelnen sind aber doch beide Vergiftungen verschieden. Es müssen demnach im Leuchtgas noch andere giftige Substanzen vorhanden sein, außer dem Kohlenoxydgas.

Physiologisches.

Die Wirkung des Lichts auf das Blut. Die Anämien der Menschen scheinen nicht nur auf einer Verminderung des Blutfarbstoffes zu beruhen, sondern zuweilen auch durch reine Verringerung der Blutmenge hervorgerufen zu werden. Die deutsche Bezeichnung Blutarmit käme somit wieder zu ihrem Rechte. Finnen hat die Verminderung des Blutfarbstoffgehaltes mit dem Licht in Verbindung gebracht. Da die hohe Bedeutung des Lichts für die Bildung des grünen Farbstoffes der Pflanzen bekannt ist und andererseits zwischen dem pflanzlichen Farbstoff und dem Farbstoff des Blutes in chemischer Beziehung eine enge Verwandtschaft besteht, so liegt es nahe, auch für die Bildung des Blutfarbstoffes den Einfluß des Lichts in Rechnung zu ziehen. Da zur endgültigen Feststellung der hier bestehenden Verhältnisse kein ausreichendes experimentales Material vorhanden war, hat S. Oerum mit Kaninchen einschlägige Versuche angestellt und in Pflügers Archiv über ihre Ergebnisse berichtet. Die eine Hälfte der Versuchstiere wurde in einem hellen, die andere in einem dunklen Raum untergebracht und das Blut regelmäßig untersucht. Die unter Ausschluß von Licht lebenden Tiere wurden stark blutarm. Nach drei bis sechs Wochen war allerdings die normale Blutzusammensetzung vorhanden, d. h. in einer bestimmten Blutmenge dieser Tiere waren ebensoviele Blutförperchen enthalten wie bei den normalen Tieren, doch war eine Verminderung der gesamten Blutmenge eingetreten. Im Laufe von drei Monaten kann die Blutmenge auf die Hälfte des normalen Bestandes herabgesetzt werden. Die gleiche Wirkung wie die Dunkelheit übt rotes Licht aus; blaues Licht dagegen bewirkt eine bedeutende Vermehrung der Blutmenge. Wahrscheinlich ist die Veränderung der Blutmenge die Ursache der Mattigkeit, die sich bei vielen Personen im Frühjahr bemerkbar macht. Auch die sogenannte Polarbleichsucht, die sich bei Polarreisenden während der langen Winternacht einstellt, dürfte auf dieselben Ursachen zurückzuführen sein.